

DAS BLOCK

Exposé zum Dokumentarfilm

Wohnung Nr. 53

„*Kriegsbeute!*“ Mühsam kommt Natalja das Wort über die Lippen. Wie viele andere deutsche Worte spricht sie es in diesen Tagen, da wir sie besuchen, zum ersten Mal aus.

Natalja hockt vor uns auf dem Boden. In ihren Händen hält sie eine bleiche, blaue Kittelschürze. Sie nimmt ihre Wollmütze vom Kopf und zieht sich die Schürze über Wintermantel und Strickpullover.

„*Deutsch Schürz, alte deutsch Schürz. Aus Ukraine.*“ Sie greift sich einen Block Papier, der an einem dünnen Faden geheftet, mitten im eiskalten Zimmer schwebt. Mit einem Bleistift schreibt sie die Zahl 1945 darauf. Eine Bekannte hat die Schürze im Haus einer vertriebenen, deutschen Familie gefunden und ihr beim letzten Besuch ihrer Heimatstadt Charkow gegeben – damit sie die Schürze wieder in ihre Heimat bringt!

Natalja erhebt sich vom blanken Linoleum, zieht die Schürze über dem Mantel straff und stellt sich in der Mitte des Zimmers auf. Mütze, Mantel und Schürze verschmelzen zu einer einzigen hellblauen Fläche. Die Hände greifen in die Ärmelschäfte und den Halsausschnitt und zerren an den gelben Enden des Strickpullovers. Mit dunkel funkelnden Augen fragt sie, ob wir die beiden Farben erkennen, in denen sie steckt. Es sind die Nationalfarben der Ukraine.

Fünf Jahre wohnt Natalja Tscherkaskaja nun in der kleinen Stadt Gräfenhainichen in Deutschland. „*Gut Stadt. Gut Mensch. Ich dankbar. In Ukraine – Armut.*“ Hier bekommt sie 3.000 € im Jahr, 2000 davon schickt sie in die Ukraine. In akribisch geführten Kassenbüchern dokumentiert sie jeglichen Verbrauch. Einkäufe, Zählerstände. Die Heizung in der Wohnung mit der Nummer 53 ist immer aus. Wintersachen in ukrainischen Farben und ukrainischer Wodka, den sie sich ins Gesicht reibt, müssen wärmen. An der Wodkaflasche finden sich kleine Striche – Pegelstände – welche den Verbrauch dokumentieren.

Natalja ist Kunsthistorikerin, 43 Jahre alt. Während ihres Studiums las sie die deutschen Klassiker, dann Hesse und Mann. Später kurierte sie in ihrer Heimatstadt Ausstellungen mit deutschem Porzellan und klassizistischer Malerei. In Gräfenhainichen ist sie isoliert. Hier hält man sie für verrückt und sie lässt das so stehen, weil es schützt. Einzige Bekannte in der Stadt ist eine Portraitmalerin, die Passbilder abmalt. Mit ihr tauscht sie die wenigen deutschen Worte, die sie aus *Grimms Märchen* und der Lokalzeitung kennt. Sie sei eine russische Seele, die in ihr Blut, in ihre Knochen, die deutsche Kultur aufnehme. Sie zeigt uns einen *Original-Meissner* Porzellanteller, der andächtig in ihren Händen ruht: „*Zwiebelmuster! Verständlich?*“ Wir sollen ihn anfassen.

Ihre täglichen Wanderungen führen sie an der Bibliothek vorbei. Bei ihrem ersten Besuch fragte sie nach einem Band, der in der Ukraine zur Pflichtlektüre deutscher Literatur gehörte. „*Nein, 'Mein Kampf' haben wir nicht*“, antwortete die Bibliothekarin.

Der Ort - DAS BLOCK

Eine Stadt, in Mitteldeutschland. Ein Haus, im Zentrum der Stadt. An der Wand in einem der langen Flure der Schriftzug „*Das Block*“ – es lebt, sagen die Bewohner. Ein Haus mit 83 durchnummerierten, identischen Einzimmerwohnungen. 41 davon sind noch bewohnt. Jede Wohnung 32 qm, mit 32 Ecken, wie Natalja sagt. Die Menschen, die hier wohnen, wohnen allein (mit einer Ausnahme). Und sie wohnen hier, weil sie nicht anders können.

1986 erbaut, war der Poetenweg 46 (damals Ernst-Thälmann-Straße) *gehobener Standard* in Gräfenhainichen. Die Wohnungen mit Warmwasser und Fernwärme waren für Rentner und alleinstehende Arbeiter des Braunkohlekombinats entstanden. Nach der Wende wurde der Betrieb geschlossen. Die Arbeit verschwand und es kam die Perspektivlosigkeit. Manche gaben sich ihr hin, viele gingen fort.

In diese Einwohnerlücke hinein leitet man seit geraumer Zeit Spätaussiedler der ehemaligen Sowjetrepubliken. In Gräfenhainichen finden sich in erster Linie Russen und Kasachen. Nach einer Zeit im Wohnheim suchen sie eine eigene, billige Wohnung. Viele von Ihnen sind allein und so landen sie zielgenau im Poetenweg 46.

Wohnung Nr. 65

Silvio kleiner Opel kurvt um die Ecke. Direkt vor der Haustür bringt er ihn zum stehen und Silvio steht pünktlich vor uns. Hinauf in seine Wohnung in der 5. Etage. Im Vorbeigehen zieht er gewohnheitsmäßig die aufgebrochene Tür der Nachbarwohnung zu, dann holt er seinen Schlüssel aus der Tasche. Daheim startet er den Videorecorder. Zu sehen ist Silvio mit Gitarre inmitten tanzender Kleinkinder. Es ist eine von vielen Aufnahmen, die er in den letzten Wochen für uns von sich gemacht hat. Wir gaben ihm eine VHS-Kamera und Silvio führt nun Videotagebuch. Silvio ist 21. Im Herbst letzten Jahres absolvierte er im Rahmen seiner Ausbildung ein Praktikum in einer Kindertagesstätte. Dieser Tage beginnt er ein weiteres Praktikum, nun bei einem Sozialprojekt für ehemalige Heimkinder. Silvio hat selbst 12 Jahre im Heim gelebt. Mit diesem Praktikum endet seine Ausbildung zum Erzieher.

Silvio fischt sich aus einer Frischhaltedose ein Tabakröllchen und eine hauchdünne Filterhülse. Der erste Versuch, beide mit Hilfe einer kleinen gelben Plastikapparatur zu vereinen, misslingt. Es sei doch heute nicht so selten, dass man auf männliche Erzieher trifft. Und sowieso brauche er jemanden, um den er sich kümmern kann. Er presst ein lockeres Lachen heraus und beginnt die Mäuse zu füttern, die später, wenn sie größer sind, seine Vogelspinne fressen wird.

Als Silvio 7 Jahre alt war, brachte der Vater seine Mutter um. Seitdem hat er keinen Kontakt zu ihm. Auch Bruder und Schwester, die wieder beim Vater im Nachbarort wohnen, sieht er nicht. Er erzählt diese Geschichte kurz und nebenbei. *„Es ist besser, ich erzähle das gleich. Den Leuten ist oft unwohl, wenn sie es erst später erfahren.“* Silvio schildert diesen Teil seiner Geschichte, als hätte er davon gehört. Er hat es oft erzählen müssen, die Pointen sitzen an den richtigen Stellen und Silvio selbst lacht vor. Wieder dieses betont lockere Lachen. Er lacht sich Mut zu und dabei macht Silvio keinen unglücklichen Eindruck.

Silvio wohnt im Poetenweg 46, weil es billig ist. Es gibt keinen weiteren Grund. Er kennt nur zwei, drei Leute hier im Haus – flüchtig. Unter seinen Freunden ist er der einzige mit Ausbildungsplatz. Tage und Nächte hindurch hockt er mit ihnen computervernetzt in einer Wohnung um sich in diversen virtuellen Welten zu bekriegen. Es scheint ihre Art der vereinten Abwanderung. In den *Feuerpausen* wirken sie sehr diesseitig: aufgeräumt, aufgeschlossen. Und sie verstehen nicht, wie man als Engländer (Chris Wright ist Engländer) nach Deutschland kommen kann. Hier seien doch Fuchs und Hase längst tot.

Hier kann man doch keinen Film machen

Wir ziehen von Wohnungstür zu Wohnungstür im Poetenweg 46. Es bleiben mehr Türen verschlossen als sich uns öffnen. Die Menschen hier sind misstrauisch. Einen Film in diesem Haus? Gemeinsam mit den Bewohnern? Sie versuchen sich das vorzustellen: *„Hier kann man doch keinen Film machen! Nur Asis hier.“* Und doch, vielleicht: *„Vor einem Jahr da hätten sie kommen sollen, da war was los hier.“*

2003 zündete ein Mann aus Kasachstan seine Wohnung in der fünften Etage an. Er tanzte vor dem brennenden Haus auf der Straße. Die Polizei fand heraus, er habe schon in seiner Heimat Anzeichen einer Geisteskrankheit gezeigt. Vor Ort erkannte man den Unterhaltungswert solcher Brände. In den folgenden Monaten löschte die Feuerwehr vier weitere Male den Block. Wer konnte, zog aus. Wer nicht auszog, konnte nicht anders. Wohnungen standen nun leer; es wurde eingebrochen, ausgeraubt und zusammengeschlagen. Einwohner berichten: wegen 5 Cent prügelte und beraubte der jugendliche Sozialhilfeempfänger den Frührentner. Doch jetzt ist alles wieder ruhig. Es passiert kaum noch was. *„Und was wollen sie nun hier filmen?“*

Wohnung Nr. 23

David hat in seiner Einraumwohnung die einzige Familie im Block gegründet, nicht ganz freiwillig. Seine Freundin kommt aus Kasachstan. Sie ist die Tochter des Verrückten, der damals die erste Wohnung abfackelte, und sie ist die Schwester seines besten Freundes. David hat einen guten Draht zu der Clique junger Aussiedler, die an der Bushaltestelle hinterm Haus abhängt und bei Kälte in den beheizten Vorraum des Blockes umzieht. Voll im Griff hat er die, sagt er, geht zu ihnen

und pöbelt sie auf Russisch an. Die kleine Tochter zu Hause ist sein zweites Kind – sein erstes hat er vor 4 Jahren am Herrentag im Vollsuff gezeugt. Da war er 16.

Wohnung Nr. 24

Olga Anaeva (geborene Haller) ist Deutsche. Den größten Teil ihres Lebens hat sie in Tschetschenien verbracht. Sie ist ein Teil der aussterbenden Generation unter den Spätaussiedlern mit eigenen deutschen Erinnerungen. Ihre Sprache hat diesen besonderen Klang. Auf dem Tisch liegt ihr Lebenslauf: auf 6 kleinkarierten Seiten drängen sich 79 Jahre Leben in russischer und deutscher Sprache - handgeschrieben. Die Enkelchen sollen ihre Geschichte doch erfahren. Sie seien ja leider nicht hier und irgendwie habe sie das Gefühl, hier in Gräfenhainichen alleine zu sterben.

Olga Anaeva kam nach dem Tod ihres russischen Mannes nach Deutschland. Sie wollte ihrer Tochter nicht zur Last fallen. Ihre Cousine wohnte bereits bei Hannover und dort wollte sie hin. Bei ihrer Ankunft in Deutschland interessierte sich keiner dafür und so kam sie nach Gräfenhainichen. Seit Monaten versucht sie nun ihre Tochter mit ihrer jungen Familie nach Deutschland zu holen. Doch die Anträge und Einsprüche gehen ins Leere.

Leben, Tod, Himmel, Erde, Hölle

Dies ist ein extremer Fleck deutscher Erde. Er sei unser Mikrokosmos für eine Erzählung über Einsamkeit, Selbsterrettung, Identität und Zugehörigkeit. Eine Heimatsuche also – am unteren Ende der bundesdeutschen Fahnenstange. Hier steht *das Block*. Ein Setzkasten mit unterschiedlichsten Lebensläufen und -stationen. Ein Kristallisationspunkt für emotionale, kulturelle und intellektuelle Parallelwelten.

Hier wird keine Armutsstudie entstehen! Die relative Armut hier, gewährt – befreit von konsumgutbasierter Ablenkung – klare Sicht. Es geht um die Phrasen der Bürgergesellschaft: Arbeit, Bildung, Familie, Kultur, Nation, Sprache. Jeder der hier lebt, hat etwas davon verloren oder nie gehabt. Hier kämpft jeder seinen eigenen Kampf um Rückgewinnung oder Kompensation. Dies wird das Portrait der entsolidarisierten Schicksalsgemeinschaft von Einsamen. Ein Gesellschaftsspiegel, der am Boden liegt.

Der im Osten beheimatete Jugendliche mit mittlerer Bildung und damit ohne Ausbildung – oder mit nutzloser Ausbildung und nun ohne Arbeit – beginnt seine berufliche Karriere mit Hartz IV. Also dort, wo der Nachbar – eine Wohnung und eine Generation weiter - auch ist. Er hat eine Menge *ostdeutsches Erbgut* von eben jener Generation abbekommen, kann damit aber nichts anfangen. Den Ausflug ins Nationale hat er hinter sich. Er will nicht versorgt werden, nicht von Deutschland, nicht von Papa, aber er spürt, das ihm was fehlt zum aktiven Mitmachen.

Die Papa und Großpapa-Generation hat das Thema Arbeit nach mehrjähriger Suche aufgegeben. Mit Glück ist sie frühverrentet. In ihrem ostdeutschen Kopf ist Arbeit mit wirtschaftlich unsinniger, aber existierender Vollbeschäftigung belegt. Arbeit wurde ihm besorgt, wie Bildung, Kultur, Freiheit, Nation. *Beschäftigen* will er sich heute nicht mehr lassen.

Eine Wohnung darunter wohnt nun der Spätaussiedler. Auch dieser *generationengeteilt*. Er zog in eine Heimat, die er nicht kennt. Er spricht ihre Sprache kaum und versteht sie auch sonst nicht. Und in diesem Punkt hat er viel gemein mit seinen beiden ostdeutschen Nachbarn.

Dieses dichte Nebeneinander verschiedener Einzelkämpfe führt zur Vergleichbarkeit. Es macht unser Thema plastisch erzählbar, erlebbar und damit filmisch. Den Rahmen für diese Erzählung hat Natalja auf ein Bild gemalt: Leben, Tod, Himmel, Erde, Hölle. Es ist der Blick von ihrem Balkon.

Wohnung Nr. 34

Hans-Joachim Werner und seine Wohnung kennen wir seit einigen Jahren. Er ist der lange ältere Mann mit den weißen Haaren und dem gelben Mikrofon in unserem Film *TECHNIK DES GLÜCKS*. Seit Stunden klopfen wir an seine Tür, rufen durch sie hindurch, lassen sein Telefon klingeln, er öffnet uns nicht. Irgendwann öffnet ein Nachbar seine Tür: Hans-Joachim sei vorgestern aus Weimar zurückgekommen und säuft seitdem. Der macht es wohl nicht mehr lange.

Hans-Joachim Werner lebt in zwei Welten.

Die eine Welt hat nur gute Seiten. Ihr Medium sind die Videos, die Hans-Joachim Werner macht. Hier leben nur wenige: Hans-Joachim selbst, seine Freundin Sonja, ein paar Nachbarn und seit etwa drei Jahren auch wir. In dieser Welt ist das Haus, in dem Hans-Joachim wohnt, ein Ort der Ruhe und Hilfsbereitschaft, die Liebe zu Sonja ist voller Nähe und Zärtlichkeit und die Freundschaft zu uns steht für die späte Würdigung seines Filmschaffens.

Bis heute bitten wir Hans-Joachim Werner, in seinen Videos aus ihr zu berichten. So entstand vor einigen Wochen ein Interview mit jener Clique von Aussiedlern, die unten im Vorraum des Hauses Wärme sucht. Hans-Joachim kniet vor ihnen, sagt ihnen, dass er es gut findet, wenn sie sich hier wärmen und fragt sie, ob es ihnen in Deutschland gut geht und woher sie kommen. Auf dem gleichen Videoband stellt er ein Telefonat mit seiner Freundin nach, indem sich beide, Tags zuvor, voller gegenseitiger Fürsorge, über ihren Gesundheitszustand ausgetauscht hatten. In dieser Welt ist Hans-Joachim der Macher, der Unterhalter, der Charmeur, der Liebhaber. Doch diese Welt ist nur Fiktion. In der anderen Welt ist Hans-Joachim Werner zuallererst allein. Er ist 63 Jahre alt und seit 9 Jahren Rentner. Wir sind in der Realität.

In dieser Welt will Sonja – seine große Liebe – nicht, dass er zu ihr nach Weimar zieht. Er sieht sie alle 6 Wochen für ein paar Tage. In dieser Welt öffnet er nicht die Wohnungstür, aus Angst vor dem Nachbarn, der ihn verprügelt und beraubt hat, nachdem Hans-Joachim ihm ein Bett für die Nacht gab. In dieser Welt geht er tagelang nicht ans Telefon, weil ihn angeblich ein Unbekannter nachts terrorisiert. Hier ist er ein schwacher, zuckerkranker Mann, der heimlich trinkt –

mehr als sein langer Körper verträgt. Berichte aus dieser Welt dringen nur selten nach außen, doch wenn, dann erzählen sie von großer Angst, Hilflosigkeit und Einsamkeit.

Am Nachmittag treffen wir Hans-Joachim auf der Straße, er ist aufgedunsen, im Stoffbeutel zeichnen sich die Konturen einer Schnapsflasche ab. Er stammelt etwas von Salmonellenvergiftung und einem Arztbesuch am Morgen und davon, dass er erst wieder zu Hause ankommen muss, wenn er bei Sonja war. Er soll uns schön grüßen und überhaupt: sei sie nicht die schönste Frau? Er weint.

So machen wir das

Wir wollen die Bewohner des Poetenwegs 46 über den Zeitraum eines Jahres begleiten. Natalja durch die Jahreszeiten hindurch – ein halber Winter am Anfang und am Ende. Silvio einen Schritt über das Ende seiner Ausbildung hinaus. Hans-Joachim Werner am Ende.

Auch in diesem Film geht es darum, eine dem Thema abgerungene Ästhetik zu entwerfen, die den formalen Rahmen stellt. Dieser Entwurf beruht auf Vielgestaltigkeit. Wie in unserem letzten Film *TECHNIK DES GLÜCKS* werden wir eine Kompilation aus eigenem und fremdem Filmmaterial erstellen.

Es geht uns hier aber keineswegs mehr um den fertigen Materialfund. Im Gegenteil. Die Protagonisten haben, bis auf Hans-Joachim Werner, noch keine Kamera in den Händen gehalten. Sie bekommen von uns eine Kamera, mit der sie bewusst für uns drehen.

Der zentrale Grund für diese Auflösung ist eine Frage: Wie belässt man Einsamkeit? Bereits mit unserer Anwesenheit heben wir den äußeren Zustand des Alleinseins auf! Mit einer eigenen Kamera hat der Protagonist die Möglichkeit, sich allein und sich selbst zu begegnen. Und das mit einem Medium, das in seinem Charakter an die Außenwelt gerichtet ist. Die Art und die Bereitschaft sich dem Gerät und seiner Funktion intuitiv zu stellen, wird viel erzählen über den Menschen, der die Kamera anmacht – vorausgesetzt er tut dies. Die Recherchezeit zeigt: Er tut dies! Es wird unsererseits eine Moderation dieses Prozesses geben, die wir individuell abstimmen. So ergibt sich ein Spektrum, das vom Videotagebuch, über *Filmauftragserfüllung* bis hin zum gefilmten Telefoninterview reicht.

Konkret: Silvio hat sich die Kamera schnell angeeignet. Er benutzt sie, um seinen Alltag zu dokumentieren, seine Gedanken mitzuteilen. Er stellt die Kamera fix an einen Punkt in seinem Zimmer, lässt sie laufen. Darüber hinaus wirft er erste Blicke zurück auf sein Leben: Silvio besucht das Kinderheim, in dem er 12 Jahre wohnte. Er filmt sich, die Kamera in der eigenen Hand, während er über das Grundstück spaziert. Und er wechselt die Perspektive, wenn er Entdeckungen macht, die seine Erinnerung stimuliert. Dann sehen wir quasi durch seine Augen. Natalja hat Angst vor Technik. Trotzdem haben wir sie überreden können, ihre Kamera bei einer Fahrt in die Ukraine mitzunehmen. Zurück brachte sie Filmfragmente ihres Ukrainer Alltags. Nun hat sie angeboten, die Kamera bei sich zu behalten, wenn wir in Gräfenhainichen sind. Sie könnte

dann ihre Lieblingsorte filmen und schildern, was ihr dazu auf russisch oder deutsch durch den Kopf geht.

Hans-Joachim Werner schließlich wird auf seine Art weiter drehen und dabei auf unsere Anregungen und Vorschläge reagieren. Bei ihm setzen wir neben der Selbstbetrachtung auf seine filmischen Interaktionen mit den Hausbewohnern.

Das Gegenstück zu diesem Materialstock wird Selbstgefertigtes sein. Wir planen monatlich eine Woche vor Ort zu arbeiten. Dabei wird Material entstehen, das sich klar trennt von dem der Protagonisten.

Nach einer Begegnung mit Arbeiten des kanadischen Fotografen und Videokünstler Donigan Cumming, meinen wir, die passende Form für unser Aufeinandertreffen mit den Menschen im Block gefunden zu haben. Wir wollen Distanz klar aufbrechen, sehr nah auf unser Gegenüber zugehen; so nah, dass wir selbst zum Filmgegenstand werden. Ungeschützte Begegnung auf Augenhöhe. Wir haben mit den Leuten hier eine Stufe erreicht, die dies möglich, ja, nötig macht. Es geht um Verwundbarkeit und Vertrauen. Ein intimer Tausch.

Auf der praktischen Ebene lässt sich dies nur mit der kompaktesten Art Videokamera realisieren. Nach langen technischen Versuchen haben wir jetzt eine Lösung gefunden, die das Filmen in einem Abstand von Zentimetern erlaubt. Dabei steht die Kamera nicht als störendes Element zwischen uns und den Protagonisten - sie fängt unseren Blick ein, eine vergrößerte Subjektive. Andererseits kann sie sich wegbewegen, um Details einzufangen oder entlang der Peripherie des Gesichtes einen Blick in den Raum zu werfen.

Es entsteht eine expressive Materialität - ein Blick auf die Wirklichkeit, der sich mit dem menschlichen Auge so nicht realisieren lässt. Eine irrealen Nähe, die ein Kinobild macht. Eine visuelle Entsprechung der Klaustrophobie, des Eingesperrtseins dieses Ortes.

Diese visuelle Enge erweckt natürlich ein Bedürfnis nach Flucht, nach Raumgewinn. So werden wir die Protagonisten auch auf ihren Wegen außerhalb des Blocks begleiten. Hier wird die Kamera mit einer kleinen Steadicam geführt, die der Bewegung der Protagonisten folgt. Dabei wollen wir keine Vorgänge beschreiben; wir wollen einen dynamischen Fluss in die Erzählung bringen, eine abstraktere Emotionalität erreichen.

Statisch fällt dagegen die Inszenierung des äußeren Ortes im Film aus: Aufnahmen des Hauses und der flachen, ausgekohlten Landschaft um Gräfenhainichen sind durchkomponierte Standbilder. Dabei fällt den Details einer Totalen eine besondere Aussagekraft zu. Diese Bilder sehen wir auf 35mm-Film.

Als Möglichkeit gilt augenblicklich auch ein Experimentieren mit *echten* Standfotografien verschiedener Fotoformate, von Mittelformat bis zum Digitalbild. Wir überlegen gemeinsam mit dem Fotografen und Kameramann Alexander Gheorghiu über Wege, wie wir dieses Medium wirkungsvoll einbringen können. Erste Ideen kreisen um ein tiefes optisches Eintauchen in hoch aufgelöste Standfotos.

Das statische Bild (ob nun Foto oder Film) gilt augenblicklich auch als Chance, den Hausbewohnern, die nicht im Zentrum der Filmerzählung stehen, einen Platz im Film zu geben.

Der Ton. Wir werden sicher wieder mit einer Off-Stimme arbeiten. Was diese erzählen wird, wissen wir noch nicht. In jedem Fall interessieren uns wieder fremde Texte und Archivtöne. Hier müssen die Gedanken noch schweifen – von ukrainischen Sagen bis zu den Hymnen des Kirchenlied-dichters Paul Gerhardt (ein Sohn Gräfenhainichens) scheint einiges möglich.

Und dass wir uns in unmittelbarer Nähe zu Wittenberg, dem Kerngebiet der Lutherischen Reformation befinden spielt ebenso in unsere Überlegungen hinein, wie die Tatsache, dass ein Johann Gottlieb Galle aus Gräfenhainichen den Planeten Neptun entdeckt hat.

Wir werden einen abendfüllenden Film machen. Und auch darum werden wir irgendwann den Ort, den wir uns ausgesucht haben, verlassen. Wir werden mit Natalja in die Ukraine fahren. Zweimal im Jahr besucht sie Charkow. Wir werden *ihr* Museum sehen, *ihre* Bilder, *ihre* Wurzeln, ihr verlorenes Ich. Winter wird es sein. Es ist der Höhepunkt des orthodoxen Kalenders. Weihnacht und Neujahr. Nataljas Gebet wird von ihrem armseligen Küchenaltar in Gräfenhainichen abheben und mit dem Gebet hunderter Gläubiger im gold bedeckten Dom ihrer Heimatstadt verschmelzen.

© Kolbe | Wright Juni 2005